



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gußmann, Karl: Nordafrikanische Streifzüge : 1. Die Schlucht des Todes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Den ersten Aushängebogen legte Cotta seinem Briefe vom 3. März bei; er gefiel Schiller, was Druck und Papier anbetrifft, „sehr hübsch“; aber es waren verschiedene Druckfehler darin, sodaß Schiller abermals dem Korrektor große Sorgfalt zu empfehlen bat. Inzwischen hatte Cotta das Drama am Stuttgarter Theater anzubringen gesucht, was aber, wie wir erzählt haben, nicht gelungen war; er machte nun den Vorschlag, die Anweisungen fürs Theater als Anhang mit zu drucken. Schiller ging schriftlich nicht darauf ein; er wird mit Cotta, der am 21. Mai nach Weimar kam (auf der Durchreise nach Leipzig), mündlich darüber verhandelt haben: jedenfalls erschien ein solcher Anhang nicht. Am 3. Juni bat Cotta dann noch um Titel und Vorerinnerung, die Schiller am 7. Juni absandte mit der Bemerkung, daß er für die Vorerinnerung engere Schrift wünsche, sodaß sie mit dem Titel einen Bogen fülle; was auch geschah.

Die ersten neun Bogen wimmelten so von Druckfehlern, daß Schiller am 20. Juni ein Verzeichnis davon an Cotta schickte. Weniger bedeutende habe er gar nicht angemerkt, „um den Schandzettel nicht zu groß zu machen.“ „Wenn auch die meisten darunter Schreibfehler waren, so hätte Ihr Korrektor doch aus dem Zusammenhang der Gedanken die wahre Lesart erraten sollen. Ich empfehle Ihnen nun die allerstrengste Revision der noch übrigen Bogen, wenn es nicht mehr Zeit wäre, sie an mich zu schicken, ehe das Stück ausgegeben wird.“ Am 28. Juni bekam Schiller das erste fertige Exemplar; an demselben Tage erhielt Cotta den „Schandzettel,“ der gebührend berücksichtigt wurde, sodaß die Braut von Messina im ganzen ziemlich korrekt gedruckt ist. Am 18. Juli endlich war die Ausgabe fertig und konnte versandt werden.

Ernst Bergmann



Nordafrikanische Streifzüge

Von Karl Gutzmann

1. Die Schlucht des Todes



ie Zeit ist nicht mehr fern, wo man Algerien und Tunesien zu den deutschen Ausflugsgebieten rechnen wird. Zum Teil kann man das jetzt schon. Auf den Trümmern Karthagos hörte ich deutsch reden, oder genauer gesagt: in dem nicht weit von der Kathedrale des verstorbenen Kardinals Lavignerie so fest in das ernsteste Meeresbild der Welt hinein gestellten Gasthof, auf der Höhe der vom Erdboden verschwundenen Byrsa, hörte mich ein unbekannter Deutscher deutsch reden, und zwar deutsch reden mit einem vom Kopf bis zum Fuß waschechten Araber, dem trefflichen Fremdenführer Hamda Zwiten, der merkwürdigerweise Leipzig, München und Tübingen aus eigener Anschauung kennt, eine Unterhaltung, die den erstaunten Ausruf gegen unsern Tisch her entlockte: „Was? in Karthago sein und deutsch sprechen hören!“ In der feudalen Dase Biskraf hängte sich mir ein kleiner Beduinenkerl an die Rockschöße, der nicht bloß „Guten-tach,“ sondern noch sonst alle möglichen deutschen Brocken zu radebrechen ver-

stand. Und in dem 700 Meter hoch über dem Meere liegenden, von Tunis 216 Kilometer entfernten Sout-Ahras, dem alten Tagaste, bekannt als Geburtsort des heiligen Augustinus, stießen wir nicht nur auf einen mächtigen Schwarm gelber Wanderheuschrecken, sondern trafen auch eine allein reisende deutsche Dame, die, mit Feder und Stift ausgerüstet, die ganze Kabylie durchstreift hatte und sogar bis in die Sahara vorgedrungen war — mutterseelenallein! Im Hôtel St. Georges in Tunis, wo man so vorzüglich aufgehoben ist, fand ich einen deutschen Oberkellner, der mir mitteilte, daß er sein Auge auf Marokko geworfen habe, wo er einen Gasthof einrichten wolle, denn Tunis genüge den Deutschen schon nicht mehr, immer weiter vor, immer tiefer hinein möchten sie! Marokko sei sein Fall, dort ließe sich noch Geld machen, gerade so wie vor zwanzig Jahren hier in Tunis. Nun, bis auf weiteres ist unser Fall doch immer noch Tunis und Algier; und davon, daß z. B. die nordafrikanische Riviera den Vergleich mit der italienisch-französischen bis zu einem gewissen Grad ruhig aushalten kann, wissen vorderhand nur vereinzelt Deutsche Zeugnis abzulegen. Aber bei denen kommt dann auch das Zeugnis aus vollem Herzen, und im Mittelpunkt wird immer ein Name stehn, Bougie.

Bougie, die „Perle Nordafrikas,“ wie sie der eigentliche Entdecker, der Erzherzog Ludwig Salvator in seinem prächtigen Werke über diesen Ort getauft hat, kann man auch das Nizza des algerischen Uferlandes nennen. Wir hatten uns im letzten Frühjahr vorgenommen, durch die Schlucht, die den etwas graufigen Namen „Schlucht des Todes“ trägt, Ravin de la mort, arabisch Chaâbet-el-Akra, nach Setif hinauf zu wandern. Am 29. April waren wir von Beni-Mansur aufgebrochen, einer 171 Kilometer von Algier auf der Linie Algier-Constantine liegenden Station, mit reizend vom grünen Hügel herabschauendem Bordsch (= Fort), und hatten die 89 Kilometer lange Zweigbahn nach Bougie hinunter nachmittags bequem abgefahren — zackiges Gebirge rechts, prächtiges Flußthal, zuerst mehr steppenartig weithin mit leuchtend blühendem Oleander- und üppigem Zwergpalmengebüsch bewachsen, je näher Bougie zu, um so gewaltigere, silbern schimmernde Olivenwälder und duftende Rebärten, droben an den Bergen klebend die Dörfer der wohlhabenden Kabylen, mitten unter all den Olbäumen und den Weinreben ansehnliche römische Ruinen. Im Hôtel de France erfreuten wir uns, wie fast überall in diesen afrikanischen Küstenstädten, einer ausgezeichneten Unterkunft (den vortrefflichen Wein, dortiges Gewächs, gab es umsonst). Ich hatte die Absicht, die beiden Wahrzeichen der Stadt, am obern Ende das Fort Abd-el-Kader, am untern die Kasbah (= Zitadelle) zu besuchen, aber gleich auf der erstgenannten Burg (beides sind alte, halb zerfallne, aber unendlich malerische Raub- und Felsenmeister aus korsarischer Zeit, aus einer Menge römischer Überbleibsel gebaut) trat mir, nachdem ich den steilen Fußweg zurückgelegt und einen Trupp faulenzender blauer Fremdenlegionäre standslos durchschritten hatte, ein Offizier entgegen und eröffnete mir ebenso höflich wie bestimmt, daß auf der Ruine ein militärischer Beobachtungsposten wäre, weshalb der Zutritt verboten sei.

Hatte ich auf diese Weise von dem berühmten Ausblick des Abd-el-Kader nur einen Zipfel erwischen können, so entschädigte mich anderntags die

Fahrt, die stundenlang am Golf von Bougie hinführte. Morgens um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr brach ich auf. Einen Schluck schwarzen Kaffee in den übernächtigen Magen, und mit Hufsa, Peitschenknall und Schellenklang rasselten wir hinab durch die noch schlafende Stadt. Wie unsre acht Pferde vom Posthof weg im Galopp angelegt hatten, so fuhren sie zu in derselben Gangart, blinde Sklaven der Gewohnheit und noch mehr der nimmer rastenden, von hoch oben herabfahrenden Peitsche, die beim ersten Pferde wieder anhub, wenn sie beim achten aufgehört hatte. Eine Tierschinderei sondergleichen! Der Schinder war aber kein muhammedanischer Afrikaner, sondern ein christlicher Franzose, der nach dem römischen Spruch handelte: animal non habet animam christianam. Freilich wurden die Pferde aller zwei Stunden gewechselt, und da mir einfiel, daß unsereins auch manches Widerwärtige aushalten muß, das ebenfalls von oben kommt wie bei diesen Pferden, von hohen Behörden etwa, so schaute ich der Sache gleichmütiger zu, vollends als später bei den gefährlicheren Strecken des Reisewegs an die Stelle der Pferde acht Maultiere traten, die sich meist sogar noch das Extravergnügen machten, regelmäßig gegen jeden Peitschenhieb auszuschnellen, und die überhaupt in ihrem Eselselend unser deutsches Gemüt nicht in dem Maß anfechten wie ein mißhandeltes Pferd.

Ein vollkommneres Stück Welt als das, das man von der Stadt Bougie bis Kap Nolas durchfährt, kann man nicht leicht irgendwo finden. Das Stadtbild von Bougie ist herrlich: die europäischen Häuserreihen zwischen Abd-el-Kader und Kasbah, die wie zwischen zwei Riesenpfeilern vom Gestade aus den Berg hinauf klettern, droben das Eingebornenviertel, und über der Stadt die wundervollen Höhen des bis zu 704 Metern aus dem Meer aufsteigenden Guraia; und draußen der mächtige Golf, der in seiner Schönheit dem von Genua an die Seite gestellt werden kann, in seiner seeartigen Begrenzung aber, mit den zackigen Bergen ringsum, die ein majestätisches Amphitheater bilden und in der Ferne östlich mit dem Babor (2095 Meter), westlich mit dem schneebedeckten Dschurdschura (2308 Meter) abschließen — alles das stellt ein ganz besondres Wunder der Welt dar. Nirgends an der nordafrikanischen Küste von Kap Bon bis Kap Spartel, den Golf von Tunis ausgenommen, greift das Meer so tief ins Land hinein wie hier im Busen von Bougie.

Kein Wunder, daß es in diesem durch die Berge gegen den Nordwind vollständig verwahrten Meer- und Gebirgswinkel von jeher gut zu leben war! Als noch das fröhliche Korsarentum an diesen Küsten blühte, und die Emire von Bougie von Spanien drüben reiche Beute an Sklaven und Schätzen heimwärts schleppten, da gaben sich die Bewohner von Bougie, das damals hunderttausend Seelen gehabt haben soll, einem üppigen Leben und heitern Genüssen hin; wie es heißt, fand man unter ihnen keinen, der nicht irgend ein Musikinstrument zu spielen verstand. Dem Emir El Mansur, der zu Ende des elften Jahrhunderts die Stadt neu befestigte und verschönerte, schickte kein Geringerer als der Papst elfhundert Arbeiter aus Rom zur Durchführung der Stadtverschönerung — ein Beweis, wie angesehen damals der Name Bougies in aller Welt war. Bougie war ein Wallfahrtsort, der in seiner Bedeutung gleich nach Mekka kam, ein Sitz islamitischer Gelehrsamkeit, dem die Schüler

auch von Spanien herüber zuströmten. Und so konnte ein Gelehrter von Bougie, der nach Bagdad kam, dort seine Vaterstadt also schildern: „Bagdad, Kairo und alle morgenländischen Städte sind jetzt überflügelt. Keine ist zu vergleichen mit En-Naceria (= Bougie), keine genießt wie sie zugleich die Vorzüge des Meeres, des Landes und der Wässer zahlreicher Quellen. Der Fluß gleicht mit seinen Windungen einer silbernen Schlange. Glückselig ist, wer dort lebt. Wenn du ins Land schaust, siehst du es geschmückt mit Grün, mit Blumen und Früchten. Wenn du das Meer betrachtest, bist du entzückt vom Anblick der Bogen. O ihr, die ihr eine Beschreibung dieser Stadt verlangt, wünschet, daß Gott eurer Familie und euern Kindern vergönne, dort zu wohnen!“ — Den zahllosen Christensklaven freilich, deren Lösegeld so hoch gestellt war, daß sich nur wenige loskaufen konnten, erschien dieses Paradies in anderm Lichte, und dumpf rasselten ihre Ketten durch die Straßen der Stadt, wenn sie zur Arbeit zogen.

Als im Jahre 1314 der berühmte Mallorkiner Raimundus Lullus, der Afrika christianisieren wollte, trotz seiner neunzig Jahre herüberfuhr und auf dem Marktplatz von Bougie das Evangelium verkündigte, da wurde er von den erbosten Rechtgläubigen gesteinigt und blieb für tot liegen. Genueser Handelsleute fanden ihn; trotz der vielen Wunden lebte er noch. Sie retteten ihn aufs Schiff und fuhren auf Mallorca zu, aber im Angesichte Palmas, der Hauptstadt der Insel, starb der Märtyrer. So hat auch diese Stadt wie alle diese afrikanischen Städte ihre waffenklirrende und blutstarrende Geschichte, die im Dämmerlicht bei den Karthagern beginnt und in das elektrische Licht französischer Straßenbeleuchtung ausläuft.

Als ich auf dem Wege zur Sahara zwischen Ain-Yacut und Batna an dem pyramidenartigen Grab des Masinissa („Medrasen“) vorüberfuhr, das in seiner einsamen und beherrschenden Lage, auf breitem Sattel zwischen zwei Gebirgszügen, einen mächtigen Eindruck macht, da gedachte ich, wie dieser große Barbar die Grenzen Numidiens von der Wüste bis zur reichen Landschaft von Bougie auszudehnen verstanden hat. Im algerischen Louvremuseum bestätigt eine in Bougie gefundene Tafel mit der Inschrift: Col. iul. aug. Saldant. (= Colonia Julia Augusta Saldantium), daß das alte Saldae eine der ersten in Mauretanien gegründeten Kolonien gewesen ist, und die kostspieligen Wasserleitungen, die Antoninus Pius hier bauen ließ, sind heute noch in ihren Resten vorhanden. Auf dem Sattel El Hanaïat (= die Bogen) stehen noch achtzehn bis 15 Meter hohe viereckige Säulen. Sogar einen Berg ließ der Baumeister Ronius Datus durchbohren, um die Tadjajuquelle von Lambessa herumzuleiten; ein gesunder Cippus hat diese römische Leistung verewigt. Deutsches Blut (Vandalen) tränkte auch diese Scholle.

Okba, der arabische Napoleon des siebenten Jahrhunderts n. Chr., an dessen Grabstätte ich in der fern in der Sahara liegenden Dase Sidi Okba stand, soll auf seinem Siegeszuge, der ihn im Fluge bis Tanger führte, hier siegreich gekämpft haben. Die Fahne des Islams sank erst von den Zinnen Bougies, als die Spanier im Jahre 1510 die Stadt erstürmten. Der Neffe des damaligen Sultans von Bougie Abd-el-Aziz, der Prinz Muley Abdallah,

den sein Dheim mit einem glühenden Kupferbecken hatte blenden lassen, war zu den Spaniern geflohen, deren Ärzte ihm die Augenlider lösten, die die Blut des Beckens nur zusammengeklebt hatte, sodaß der Geblendete das Augenlicht wieder erlangte; zum Danke dafür zeigte er ihnen geheime Wege, auf denen sie dem Feind in den Rücken kommen konnten. Auf dreißig Schiffen verladen die Spanier die Schätze aus den Sultanspalästen und den Moscheen; alles Gold und Silber, Säulen, Fayencen, Holzschnitzereien sollte nach Spanien gebracht werden. Als aber die schwer beladenen Schiffe aus dem Hafen ausliefen, wurden sie von einem schrecklichen Sturm überfallen, und die meisten von ihnen wurden mit ihren Schätzen vom Meere verschlungen. Im Jahre 1555 begann die Herrschaft der Türken. Da fiel denn die Herrlichkeit Bougies vollends in Trümmer, und so blieb bis in das vorige Jahrhundert. Statt der vormaligen hunderttausend hatte die Stadt 1830 nur noch 2000 Einwohner.

Eine neue Zeit brach an, als sich im Jahre 1833 die Franzosen des Gebiets bemächtigten, und wie dann am 7. Juni 1865 ein wirklicher Napoleon, nämlich Kaiser Napoleon der Dritte, mit seinem stolzen Panzergeschwader in Bougie landete, da konnte das kaiserliche Urteil über die Stadt schon lauten: Bougie sera en vérité une des plus charmantes villes de l'Algérie. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerungszahl der Stadt mit Einschluß der nächstgelegenen Duars 14000, und sie ist in stetem Wachstum begriffen, besonders seit Bougie in seinem Wert als Sommers und Winters so überaus angenehmer und gesunder Kurort ersten Ranges immer mehr erkannt wird.

Die kaiserliche Prophezeiung schien uns in vollem Maß erfüllt zu sein, als wir mit dem erwachenden Morgen von Bougie weg stundenlang immer am Rand des Golfs auf die blauen zackigen Berge des Kap Aokas zufuhren, und wir dehnten das darin liegende Lob der Stadt ohne weiteres aus auf die Berge und Täler, die Wälder und Wiesen, die Felsen und Klippen, die uns in wundervollem Wandelbild vors Auge traten. In einem Jahrzehnt, vielleicht noch früher, wird man überall in der reisenden Kulturwelt wissen, daß diese Meerstraße von Bougie bis Kap Aokas die berühmtesten Rivierastraßen an Schönheit erreicht, wenn nicht übertrifft.

Der Weg führt über den Schel oder Sumanneßfluß. Fast nordisch heimatisch sehen die Ufer aus, so sorgfältig angebaut und ausgenützt ist alles, wohin man schaut. Die Felder alle kanalisiert, unabsehbare Weinpflanzungen in der Ebne, die die etwas weinfrohe etymologische Kühnheit eher begreiflich machen können, wonach von „Bougie“ sowohl Siegel als Pfropfen, bougie und bouchon, herkommen sollen (bougie = Wachslicht; Wachs wurde in der Tat im Mittelalter besonders viel von da ausgeführt). Dieses ganze Gelände war zur Zeit der französischen Besetzung versumpft. Jetzt konnten wir wohl dieselbe Üppigkeit und dieselbe landwirtschaftliche Sorgfalt bewundern, wie sie in der Blütezeit des alten maurischen Bugia oder En-Maceria vorhanden gewesen sein mochte, und wir glaubten es aufs Wort, daß die besten Drangen in Algerien hier um Bougie herum gezogen werden.

Auf Pferden und auf Eseln zogen die kabyllischen Bauern einher, um ihre vortrefflichen Erzeugnisse zur Stadt zu bringen. Schwerbeladene Kamele wandeln

in stoischer Ruhe vorüber. An den Grabenrändern ruhen nach Babylonart unverfleierte Bauernweiber aus, dabei reizende Gruppen Bauernkinder — ein Bild immer fesselnder als das andre. Man merkte schon auf dieser Morgenfahrt, daß Bougie der Ausfuhrhafen des reichen Babylonlandes geworden ist, von dem aus der Ertrag babylonischen Bauernfleißes in die Welt geht. Aber auch schwerbeladene Frachtfuhrwerke überholten wir, die wie wir nach Setif hinauffuhren, um die in Bougie ausgeschifften Auslandswaren ins Innere des Landes zu bringen; bei der hohen Eisenbahnfracht verlohnt sich diese Beförderung auf der Achse immer noch.

Rechts an der Fahrstraße, die durch eine breite Baumallee führt, bei der Ziegelfabrik, aus deren Nähe man am besten das ganze Massiv von Kap Carbon mit der lustigen Höhe des Guraia und das an seinem Fuß liegende Bougie überfiehet, und wo man sich am ehesten überzeugen kann, wie die hinter dem Berge liegende Stadt gegen die Nordwinde wie durch eine Wand geschützt ist, breiten sich ebne Wiesen aus, auf denen zahllose Heuschöber aufgestellt sind, die ihren kräftigen Duft herübersenden. Auf den Wiesen ist zugleich eine hochberühmte Gebetsstätte, auf der am 28. Februar als am 27. Tag des Rhamadan-festes jetzt noch große Massengebete abgehalten werden; denn über dem grünen Plan erhebt sich der heilige Wald des Dschebel Rhalifa, wo Tausende von Marabuts (Heiligen) begraben liegen; „Bedjara“ (ein weiterer Name für Bougie) galt ja auch als Mekka Sghira (= Klein-Mekka), sodaß die Bougiepilger den Titel eines halben Hadj erhielten. Noch gegenwärtig sammeln sich am genannten Tage Tausende von Männern und Frauen (1897 wurden 5000 gezählt). Erzherzog Ludwig Salvator schildert in seinem „Bougie,“ wie ergreifend auch für den Christen der imposante Anblick sei, wenn die große, in einem Viereck aufgestellte Menschenmenge bald tief gebeugt, bald aufrecht stehend ihr „Ramaz“ verrichtet. Nicht ein Laut in dieser ungeheuren Versammlung, es herrscht absolute Stille und Andacht, zwanzigmal sieht man die Volksmasse sich neigen bis zum Erdboden und zwanzigmal sich wie auf einen Schlag erheben. Daneben schmücken Kinder die trümmerhaften Grabstätten der Heiligen mit kleinen Fahnen und beleuchten sie, wenn der Abend kommt, mit farbigen Kerzen — ein Gemälde aus Tausend und einer Nacht! Heute standen die heiligen Wiesen, abgesehen von den Heuschöbern, leer. Aber die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne breiteten einen fast überirdischen Schimmer und Glanz aus, links über das eben noch nachtschwarze Meer und rechts über die Wiesenfläche, die blühenden Weingärten, die einen berausenden Geruch zu uns herüber sandten, und die frischgrünen Wälder (Kork- und immergrüne Eichen), die sich an den Bergen hinaufzogen.

Da mochten auch wohl die Affen erwacht sein, die besonders in den gigantischen Felsmassen des Kap Carbon haufen. Selten vergeht ein Tag, an dem die dortigen Turmwächter ihrer nicht gewahr werden. Aber sie sind, schreibt Erzherzog Ludwig, für diese, die in einem kleinen Gemüsegärtchen einige Erdäpfel zu bauen versucht haben, nicht gerade willkommene Gäste. Die Affen suchen mit Vorliebe die von der Sonne beschienenen Wände auf. Da wärmen sie sich an kalten Tagen mit Behagen und führen auf den Felsen-

tanten die possierlichsten Sprünge aus, wobei sich hauptsächlich die großen Männchen hervortun. Wie sich dann die Sonne dreht, so wandern auch sie weiter und suchen andre Plätze auf. Besonders früh am Morgen, wenn alles ruht, und weit und breit kein Laut zu hören ist, kann man sie leicht sehen, manchmal in ganzen Scharen, und es ist ein wahres Vergnügen, sie zu belauschen. Jede Minute nehmen sie eine andre Stellung ein. Da sitzen sie und krazen sich ganz gemüthlich und fressen die großen Eicheln oder zerschlagen andre Früchte, bald verzehren sie irgendwelche Insekten, in deren Fang sie außerordentlich geschickt sind, und von denen hauptsächlich die Heuschrecken ihnen ein willkommener Leckerbissen sind; oder sie gähnen lang und tief und kauern sich schließlich auf einer Felsenkante zusammen. Zuweilen hört man die kleine Bande vor Behaglichkeit schnurren und knurren — plötzlich wird das Alarmzeichen gegeben, behutsam erheben sich die Ältern und sehen aufmerksam in die Runde, was es Verdächtiges gebe, während sich die jüngern noch unbekümmert dem Spiel hingeben. Dann ein kurzer gellender Laut der Ältern, und husch! sind sie blitzschnell verschwunden in weiten Sätzen die Felsen hinan, wo sie sich in einer Höhle verbergen, aus der sie wieder behutsam herauskriechen, sobald es still geworden ist. — Ehrlich gesagt, wir sahen keinen einzigen Affen, auch wenn wir noch so sehr danach ausgespäht hätten, was wir aber nicht taten, denn die auf der Straße vor uns sich immer wieder in neuen Bildern entwickelnde Szenerie machte wahrhaftig Affen und sogar Löwen vergessen.

Nach ein paar Stunden wandten wir uns scharf rechts, landeinwärts, in das Tal des Ued Agrium, das sich weit gegen den Golf hin öffnet und gleich beim Eingang einen vollen Blick in seine Waldespracht gewährt, hier meilenweit nichts als Korkeichen, eine wahre Goldgrube für die Besitzer, die Kabylen, die im Schmuck ihrer werktäglichen Burnusse oder halb europäischer Fezen wirklichen Goldgräbern nicht unähnlich sehen. Baum für Baum steht da von stark Mannshöhe ab nach unten entrindet, und man wundert sich, daß die Bäume diese Behandlung überstehn. Kühl weht es uns entgegen aus des Tales Gründen, das sich in der Mitte des 112 Kilometer langen Wegs (von Bougie bis Setif) zu den berühmten Gorges de Chaâbet el Akra (oder Athira), der Schlucht des Todes, Ravin de la mort oder Défilé de l'agonie genannt, verengt.

Schäumend wälzt der Agrium seine gletschergrünen Wellen dem nahen Meere zu. Wären nicht die meist fremdartigen Bäume und dann vor allem die nicht enden wollenden phantastisch-malerischen Gruppen von Kabylen mit Kamelen, Pferden, Eseln, die uns immer wieder begegnen, so könnte man sich in ein schönes waldbereiches Tal des Harzes oder des Schwarzwaldes versetzt fühlen, zumal da, je höher man kommt, die Luft umso mehr ihr afrikanisches Wesen abstreift und regelrecht abendländisch kühl und kalt wird.

Die Straße führte uns anfangs auf dem linken Ufer des Flusses, immer im Bereich des herrlichen Waldes, vor dessen Zweigen wir nicht selten unsre Hütte schützen mußten, während auf der andern Seite oft in völlig alpiner Tiefe der Fluß über Felsblöcke dahintoste.

Saftig grüne liebliche Matten, in enge Nebentäler gebettet, taten sich über dem Fluß auf, und weidende Viehherden, schwarz und schwarzgrau, vervollständigten dann die *Fata morgana* einer Schweizerlandschaft. In den Wäldern sollen Panther und Wildschweine hausen; wir sahen auch einen mächtigen, frisch geschossenen Eber an der Straße liegen. Die Straße hatte vor kurzem unter einem Wolkenbruch ganz bedeutend gelitten, so gut sie sonst auch in diesem untern Tal gehalten zu sein schien. Und just an solchen Stellen, wo rechts Felswände jäh emporstiegen, links sich tiefe Abstürze zum Fluß hinab öffneten, war nur zu häufig der Straßenkörper fast zur Hälfte weggerissen, und der Rest zeigte so viel Sprünge und Risse, daß es mich heute noch wundert, wie wir mit unserm schweren Karren und dem doppelten Biergespann unversehrt darüber weg kamen. Wären die geplagten Pferde in der Verzweiflung über die nicht endende Galoppiererei und Knallerei nach Art der Menschen rachsüchtig gewesen, sie hätten alles weitere mit einem einzigen Schritt nach links erledigen können: der ganze Kaffelkasten samt Kutscher und Gästen hätte zersemmetert in der Tiefe gelegen. Doch das Tier ist ja unbewußt edler als der Mensch. Mit angehaltenem Atem, aber in tausendem Tempo passierten wir die gefährlichen Stellen, die sich oft auf vierzig bis fünfzig Meter erstreckten; dabei konnten wir uns an der wunderbaren Flora ergötzen, die uns auf allen Seiten mit zauberhaften Blumen und Blüten lockte. Aus den Felsspalten drängten sich ins riesenhafte gewachsene *Antirrhinum tortuosum* und kräftige *Orehis sinuatifolia* empor, deren prächtige rote und rosenfarbige Blüten uns anmutig zu Häupten schaukelten. Eichen, Öl bäume, Ulmen, *Fraxinus australis*, *Populus nivea*, Feigenbäume, grell blühender *Oleander* — dem Pflanzenfreund und (was ich leider nicht war) dem Pflanzenkenner mußte in solcher Waldespracht das Herz aufgehn. Auf einer der Ausspannungen, die zehn bis zwölf Kilometer auseinander liegen und meist ein gutes Glas Wein bieten, warf uns ein tiefbraunes Babylonienkind Orangenblüten herauf auf unsern hohen Wagenstuhl — als letzten Gruß offenbar von den Oranjenhainen Bougies. Denn jetzt — wir waren 52 Kilometer von Bougie entfernt — begann die Schlucht des Todes.

An die Stelle der Berge traten Felstürme und senkrechte himmelhohe Wände, zwischen denen sich unsre Straße in den unvermutetsten Windungen und in verschiedenen Tunnels durchhelfen mußte. In Fels gehauen lasen wir die Worte: *Ponts et chaussées Sétif Chabet el Akhira travaux exécutés de 1863 à 1870*. Eine für dieses Meisterwerk der Straßenbaukunst überraschend einfache und bei den pathetischen Franzosen doppelt verwunderliche Gedächtnisinschrift! Nicht einmal der Erbauer, Ducos, war genannt! Kein Lobpreis der helle France oder des Hauses Napoleon! Muß man sich hierher in diese Wildnis Afrikas verirren, wenn man sich von dem Byzantinismus, der sonst diese moderne Welt regiert, zeitweise erholen will? Oder sollte vielleicht diese schicksalsschwere Zahl 1870 die Lösung des Geheimnisses, das in dieser mindestens auffallenden französischen Bescheidenheit und Kürze liegt, in sich bergen?

Die Straße durchbricht das Felsenlabyrinth auf eine Strecke von 6200 Metern, und diese Strecke ist die eigentliche „Todeschlucht“ oder „Agonie-schlucht“; in diesen Namen setzt nun wieder das französisch-orientalische Pathos

zur Genüge ein. Aber eine richtige Via mala ist diese Schlucht doch, die ihresgleichen in ganz Afrika sucht, ebenso wie die durch ihre Wirrsale hindurch erzwungne Straße. Die Gesamtarbeiten hatten 1630 000 Franken gekostet. Das ist nicht viel, wenn man das Wunderwerk der Technik ansieht und dazu noch die vollständige Abgelegenheit und Einsamkeit in Betracht zieht, 2000 Kubikmeter Felsgestein mußten entfernt werden. Die Masse der aufzuführenden Stützmauern wurde auf 16 000 Kubikmeter berechnet. Mehr als 100 000 Kilogramm Sprengpulver wurden aufgebraucht. Über 500 Kabylen — die nehmen jeden Verdienst mit — waren als Mineure beschäftigt (zusammen über 12 000 Arbeiter), und so kam es, daß der Bau eine Zeit lang, vom 1. November 1864 bis 1. November 1865, liegen blieb — einer der üblichen Kabylenaufstände hatte die Arbeiter zur Fahne des Propheten gerufen.

Man bekommt einen Begriff von der Schwierigkeit der Arbeit, wenn man vernimmt, daß sich die Schlucht zwischen dem Adrar-Amellal (= weißer Berg) und dem Dschebel Koucht (= Kraterberg), was eine Entfernung von vier Kilometern ausmacht, um 1600 Meter senkt. So jäh, ja häufig überhängend die Felsen dastehn, ein reiches Pflanzenwachstum hat sich auch ihrer bemächtigt: knorrige Olivenstämme, Korkeichen, Feigen schauen von den Klippen, allerhand Wunderblumen nicken uns zu. Tief unten stürzt der tobende Agrium von Fall zu Fall, von Kessel zu Kessel. Über den in fast grauenhafter Tiefe dahinschießenden Fluß setzt uns eine kühne Brücke, hundert Meter lang, mit sechs riesigen Bogen, deren mittlster eine Spannweite von 28 Metern hat. Man wird sich der Großartigkeit dieses Brückenwerks gar nicht recht bewußt; denn gerade bei diesem Übergang auf die rechte Flußseite, der wegen der drüben senkrecht in den Strom abstürzenden Felswände durchaus notwendig war, schieben sich die bis zu 1800 Metern aufsteigenden ungeheuern Felsstürme in einer Weise durcheinander und ineinander, daß ein Ausweg aus diesem unheimlichen Wald riesenhafter Steinungetüme ganz unmöglich, und die Brücke beinahe nebensächlich erscheint. Aber immer wieder öffnet sich im letzten Augenblick das finstere Tor eines Durchbruchs, und siehe, wie dort aus der dunkeln Tunnelpforte uns entgegen ein Kamel tritt, daneben in den weißen Mantel gewickelt der Führer, gleich dahinter aus dem Dunkel ein zweites, ein drittes u. s. f. — eine langsam und bedächtig dahinschreitende stumme Gesellschaft, in ihrer Ruhe ein merkwürdiger Gegensatz zu den zerrissenen Klippen, den zahllosen himmelstürmenden Felsstürmen, dem erschütternden Donner des Flusses, der mit Ungewalt seinem Steinkerker zu entinnen trachtet. Mit dieser Karawane verschwand aber auch jeder weitere Versuch, Ähnlichkeiten zwischen der Todesschlucht und der Via mala festzustellen.

Zwar begegneten uns gerade inmitten der Schlucht natürlich einige deutsch aussehende Touristen, die den Weg umgekehrt wie wir machten, von Setif nach Bougie hinunter (was durchaus zu empfehlen ist, da man dann als Hintergrund der Schluchtöffnungen immer das Meer vor sich hat). Aber ein paar heimische Laute, die wir da auffingen, verschwammen sofort, da wir jetzt nach den Affenherden emporschauten, die sich droben in den zahlreichen Höhlen und Klüften herumtummelten.

Nach und nach öffnen sich die Felsen, die Schlucht verbreitert sich. Am letzten Wechsel vor der Schlucht waren acht Maultiere vorgespannt worden, da diese in den Schreknissen der Schlucht weniger leicht scheuen sollen als Pferde; im schärfsten Galopp waren sie durch die Türme und Wände durchgejagt worden, jetzt gings wieder in halbwegs menschlichem Tempo, und wir ziehn zum Hochtal von Kerrata hinauf.

Die Berge werden von da an niedriger, breite Weidegründe dehnen sich rechts und links aus, Feigen und Oliven und was uns sonst von den üppigen Gefilden Bougies her tief ins wilde Gestein begleitet hatte, bleiben zurück. Wiesen und Kornäcker sind jetzt das Kennzeichen der Landschaft, und das schöne Weidevieh (z. B. der mitten auf der Straße philosophierende gewaltige schwarze Stier, der eher verächtlich als gezwungen ausweicht) zeigt ebenso wie der Stand der Felder, daß die Bewohner der einsam da und dort verstreuten Kabylenhöfe das Bauernhandwerk durchaus verstehn.

Von einem dieser Gehöfte sehen wir einen Trupp weißbemäntelter Reiter über die Wiesen auf unsre Straße herüberkommen; sie liefern uns ihre Pferde zum Umtausch gegen unsre müden, abgehekten Tiere. Darum haben wir auf reiem Feld einen viertelstündigen Aufenthalt, der uns nach den seltsamen Blumen zu sehen erlaubt, etwa dort nach dem duftenden *Rosmarinus officinalis*. Dann geht es mit frischer Kraft weiter, während die von unsrer Dual erlösten Tiere freudig wiehernd, obgleich sich ihnen die Kabylen auf die zerschundenen Rücken geschwungen haben, dem auf grünem Hügel liegenden Bauernhof zutragen. Vorwärts, vorwärts, immer höher hinauf! Hinter einer erreichten Höhe sofort wieder eine andre noch höhere, immer dasselbe Bild von Weide und Acker. In dem weltabgeschiednen Kerrata hatten wir die einzige längere, dreiviertelstündige Ruhepause auf dieser nervenzerrüttenden fünfzehnstündigen Fahrt von Bougie her durch das *Désilé de l'agonie*. Fast konnte man nachgerade eine gewisse Agonie bei uns selber befürchten! Ein ebenso einfaches wie teures Mahl mit gutem Wein und frischen Kirschen half uns wieder etwas auf die Beine. In dem kleinen Dorf stand, weil Markt war, alles voll von kabylistischen Bauern, sehnigen, arbeitskräftigen Gestalten, die in ihren weißen oder weiß gewesenen Gewändern und bloßen Füßen nicht recht in die allmählich frostig werdende Gegend hineinpassen wollten. Vielleicht sahen diese kabylistischen Mußfranzosen, von denen man früher annahm, daß sie vandalisches Blut in den Adern hätten, gerade aus diesem Grunde so verdrießlich und finster drein. Ich sah einen jungen französischen Offizier, der in elegantem Wagen mit seiner Gattin die Straße von Setif her kam, ziemlich rücksichtslos durch die Ansammlungen der Bauern hindurch kutschieren; die Blicke, die ihm folgten, waren denn auch danach.

In Kerrata besteigen wir wieder unsern Marterkasten, dem auch hier ein neues Gespann vorgelegt worden war, und im Hengalopp jagen wir den fernen Höhen zu, zuerst noch am rechten Ufer des Agrium, dann am Ued Verd, bis etwa achtzehn Kilometer von Kerrata die Gegend wieder mehr Gebirgscharakter annimmt. Dort schaut rechts das Fort Takatum hernieder, eine der vielen französischen Zwingburgen in dieser afrikanischen Schweiz. Die

Berge zeigen kahle Umrisse, das Gelände gewinnt trotz Feldern und Wiesen ein steppenartiges Aussehen, nirgends mehr Bäume, alles kraut- und strauchartig. Bloß in dem Dörflein El-Urisi treten Ulmen auf, die jetzt, Ende April, noch ziemlich zurück waren. Wieder schleppen uns die acht Säule eine der unendlichen Bodenwellen hinan, und endlich zeigt sich drüben im Abendsonnenschein das ersehnte Setif. Im letzten Galopp ziehn uns die Tiere auf elendem Wege die Hochflächenfurche hinab und drüben wieder hinauf, und wir sind in der von weitem so unafrikanisch wie nur möglich aussehenden Stadt, die ihre heutige Hauptbedeutung als Festungs- und Kasernenplatz auf den ersten Blick verrät.

Setif, die alte Sitifis colonia, die Hauptstadt von Mauretania sitifensis, galt von jeher als ein militärisch wichtiger Punkt und war noch von Bedeutung zur Zeit Augustins, der von der Stadt meldet, daß sie im Jahre 419 durch ein schreckliches Erdbeben zerstört worden sei, weshalb sich 3000 Heiden taufen ließen. Wie dies überall bei den zahllosen altrömischen Kulturstätten in Nordafrika der Fall war, gaben auch hier die Araber der Stadt den Rest. Wo der Araber damals den Fuß hinsetzte, wuchs kein Gras mehr. Vor allem wurde mit der sinnlosen Zerstörung der römischen Wasserleitungen diesen blühenden Landstrichen die Lebensader abgeschnitten, und so drang wieder die im Innern lauernde Wüste vor und setzte sich für Jahrhunderte fest um die wüste Stätte. Heutzutage liegt Setif nicht mehr in der Öde. Wenn man früher, um von Algier nach Setif zu gelangen, etwa vierzehn Tage unterwegs war (wie der russische Reisende P. de Tchihatchef, der 1882 sein Buch über Algerien schrieb), so kommt man jetzt auf diese Höhe bequem mit der Bahn, die die 464 Kilometer von Algier bis Constantine in nicht ganz fünfzehn Stunden zurücklegt.

In Setif waren wir in der am höchsten liegenden Stadt Algeriens, 1096 Meter hoch. Wir spürten wohl an dem kalten Winde, der durch die Straßen piffte. Wenn auch gerade im letzten Winter nur wenig Schnee gefallen war, so pflegt doch sonst, wie mir der Oberkellner im Hôtel de France mit Behmut mitteilte, der Schnee meterhoch zu fallen und auch liegen zu bleiben. So hatten wir uns nicht getäuscht, als wir das ans Stadttor gelehnte dreieckige Gerät, das wir bei der Einfahrt in die Stadt bemerkt hatten, für einen Schneepflug hielten. Auch Schlitten gäbe es natürlich, belehrte mich unser dienstbarer Geist. Eine Schlittenfahrt im heißen Afrika — es hätte nicht viel gefehlt, so hätten wir uns in dem auch für Afrika so frostigen Frühjahr dieses Vergnügens noch erlauben können! Aber gesund sei es, überaus gesund. Und so mag es auch den Schweizern in den verschiedenen Schweizerkolonien der Umgegend schon behagen, wenn sie auch die Berge hier nicht genau so bei der Hand haben wie zuhause. Gerade diese Kolonisten haben die Steppe schon vielfach in reiche Getreidefelder umgewandelt, während sich die Kabylen auf den entfernten Hochebenen meist noch auf Weidewirtschaft beschränken.

Setif macht in der Tat eher einen europäischen als einen afrikanischen Eindruck: breite Straßen mit Baumreihen besetzt, die jetzt noch ziemlich winterlich aussahen, hübsche Häuser und Kaufläden, nicht selten mit deutschen (jüdischen?)

Namen auf den Firmamenten; im Stadtgarten eine Sammlung römischer Altertümer, namentlich Säulen, unter denen sich die ebenfalls auf eine Säule gestellte Marmorbüste des Herzogs von Orleans ein wenig sonderbar ausnimmt. In die schöne Moschee durften wir durch das offene Tor hineinschauen, aber als Christen durften wir nicht hineingehn (auch im Tunesischen wird dieses Verbot aufrecht erhalten, in Algerien sonst nicht mehr). Trotz des europäischen Stadtbilds sind die Eingebornen weitaus in der Mehrheit (8914 Eingeborne, 2660 Franzosen, 1327 Juden — Setif ist ein besonders im Herbst von Arabern, Kabylen und Saharabewohnern stark besuchter Markt —, 613 Fremde, zusammen 13514 Einwohner), und auch hier ist den Eingebornen nicht zu trauen. Fünfzehn Stunden entfernt liegt als zweiter Hauptort der Atlasebene die Stadt und Festung Bordj-bu-Arerdj. Im Jahre 1871 war sie von den aufständischen Eingebornen niedergebrannt worden. Und in dem näher Algier zu liegenden Palestro erinnert ein neben der Kirche stehendes Denkmal, das einen Weib und Kind verteidigenden Kolonisten darstellt, nur zu deutlich an die Schreckensstat, daß in demselben Jahre 58 Kolonisten mit Frauen und Kindern, nachdem sie sich drei Tage in einem Gebäude aufs tapferste verteidigt und auf Ehrenwort freien Abzug zugesichert erhalten hatten, erbarmungslos niedergehauen wurden. Gegenwärtig ducken sich die Kabylen. Die Franzosen machen es genau wie die Römer: das ganze Land wird mit großen und kleinen Festungen überzogen, und es ist kein Zufall, daß diese französischen Forts meist auf den Resten der römischen Kastelle stehn. Heute sind diese Zwingburgen gerade so notwendig wie damals, und die alten Römer haben, das mußten ihnen auch die Franzosen lassen, überall die richtigen Plätze herausgefunden. So ist denn auch das französische Setif eine echte Soldatenstadt so gut wie vormals das römische Sitifis. In der Frühe unter den Palmen und Orangen Bougies dahinfahrend und abends in Setif frierend nach einem geheizten Ofen ausschauend — das war der erste der grellen afrikanischen Gegensätze, der uns recht fühlbar entgegentrat. Vom kalten Setif in die heiße Sahara — diesen zweiten sollten wir bald kennen lernen.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

5



Als ich am Ufer stand, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Was hatte ich wieder getan! Zum zweitenmal am ersten Tage hatte ich den Dienst meinem Privatvergnügen geopfert. Es kam mir erst jetzt zum Bewußtsein, daß ich zwei bis drei Stunden bei den Sawinskis gegessen hatte. So zeigte ich meinen Eifer! So führte ich meine guten Vorsätze aus und rechtfertigte die günstige Meinung des Aufsehers.

Ich sah und horchte umher. Alles still, alles dunkel. Vom Feuerseine keine Spur mehr. Wohin sollte ich mich wenden? Wo mochte Jegorow sein? Die